

«Unser Bildungssystem beurteilt nicht die Leistungen der Kinder»

Margrit Stamm im Interview In der Schweiz schaffen es nach wie vor nur wenige Arbeiterkinder ans Gymnasium. Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm sagt, was schief läuft.

Mirjam Comtesse

Bildungsforscherin Margrit Stamm (74) kritisiert in ihrem neuen Buch «Von unten nach oben», dass vor allem Akademikerkinder das Gymnasium besuchen. Bei den Empfehlungsverfahren im Kanton Bern würden Arbeiterkinder genauso benachteiligt wie bei den Übertrittsprüfungen mit teuren Vorbereitungskursen im Kanton Zürich. Denn auch Empfehlungen seien nie völlig objektiv.

Wie hoch die Hürden für alle aus einem nicht privilegierten Umfeld sind, weiss die emeritierte Professorin der Uni Freiburg aus eigener Erfahrung: Sie wuchs in einer Arbeiterfamilie auf und musste sich gegen manchen Widerstand behaupten.

Frau Stamm, in der Schweiz werden Arbeiterkinder beim Übertritt ans Gymnasium im internationalen Vergleich besonders stark benachteiligt. Warum?

Das Problem kennen alle deutschsprachigen Länder, also auch Deutschland und Österreich. Es liegt daran, dass unser Bildungssystem vor allem das Elternhaus der Kinder beurteilt, nicht ihre Leistungen. Arbeiter- oder einfache Migrationsfamilien können ihre Kinder weniger unterstützen. Gleichzeitig zeigen Studien, dass Lehrpersonen ihnen weniger zutrauen. So schaffen es die Kinder auch bei gleicher Leistung seltener ans Gymnasium.

Schon im Kindergarten zeigen sich die Unterschiede zwischen Kindern, die gefördert wurden, und solchen, die ihre Zeit hauptsächlich vor dem Fernseher verbracht haben. Ist es überhaupt möglich, dies auszugleichen?

Die frühe Kindheit ist sehr wichtig für die Entwicklung. Aber der IQ ist nicht ab Geburt definiert, er kann sich auch später noch entfalten. Das Potenzial von Arbeiterkindern ist ähnlich gross wie das von Akademikerkindern. Doch ihre Intelligenz entwickelt sich oft weniger, weil sie daheim weniger gefördert werden.

Es wird ständig geklagt, dass zu viele junge Menschen ans Gymnasium wollen. Da ist es doch gut, wenn auch schulisch begabte Kinder eine Lehre machen.

Es geht mir nicht darum, dass nun auch noch möglichst viele Arbeiterkinder das Gymnasium besuchen. Und verstehen Sie mich bitte nicht falsch: Es ist das gute Recht von Akademikereltern, ihre Kinder zu fördern. Aber ich finde, in unserem Bildungssystem sollten Fähigkeiten, Neigungen und Interessen entscheidend sein. Tatsache ist, dass über 80 Prozent der Kinder aus gut situierten Verhältnissen ans Gymnasium gehen, bei den Arbeiterkindern sind es höchstens 20 Prozent – bei gleichen Fähigkeiten.



Margrit Stamm erklärt in ihrem Buch die Nachteile von Arbeiterkindern: Deren Wortschatz ist in der Regel kleiner, und sie haben im Gegensatz zu Kindern aus der Mittelschicht kaum Lernstrategien. Foto: Adrian Moser

Unser Bildungssystem ist durchlässig. Nach der Lehre können Jugendliche eine Berufsmatur machen.

Dieses Legitimationsmuster verwendet man nur bei Arbeiterkindern. Ihnen macht man den anstrengenden zweiten Bildungsweg schmackhaft. Gleichzeitig wissen wir, dass manche Kinder aus gut situierten Familien sich am Gymnasium gar nicht wohlfühlen.

Im Kanton Zürich müssen Jugendliche, die ans Gymnasium wollen, eine Prüfung machen, im Kanton Bern setzt man auf Empfehlungsverfahren. Was ist besser?

Das gerechte Auswahlverfahren gibt es nicht. Eine Prüfung scheint objektiver zu sein, doch man sieht nicht, welche Fördermassnahmen und Finanzen dahinterstecken, wenn ein Jugendliche besteht. Aber auch Empfehlungen durch die Lehrpersonen sind nie völlig objektiv. Sie werden zudem durch das Auftreten der Eltern beim Übertrittsgespräch beeinflusst. Das

Grundproblem bei der Beurteilung ist jedoch, dass man sich als gut situierte Person – also auch als Lehrperson aus dem Mittelstand – kaum vorstellen kann, mit welchen Schwierigkeiten Arbeiterkinder kämpfen.

Wie sehen diese Schwierigkeiten aus?

Sie haben zum Teil kein eigenes Zimmer, sie machen die Hausaufgaben am Küchentisch, daneben sind kleinere Geschwister, die sie stören.

Sie kommen aus einer Arbeiterfamilie. Wie war das bei Ihnen?

Auf dem Tisch, an dem ich und meine Schwester lernten, stand auch die riesige Strickmaschine meiner Akkord arbeitenden Mutter. Die Lösung war, dass wir ein altes Schachbrett meines Vaters nahmen und in ein Fenster ein-klemmten. Es diente mir dann als Minitisch. Ich war unglaublich fleissig und hatte einen riesigen Willen, das sahen die Lehrer zum Glück. Allerdings meinte ein Lehrer zu meiner Mutter,

dass ich es in Deutsch nie auf einen grünen Zweig bringen würde, weil meine Familie nun mal weniger Möglichkeiten habe als andere.

Wie kam das bei Ihnen an?

Er hatte ja recht. Wir hatten einen einfachen Wortschatz. Erst im Studium begann ich, mir unbekannt Wörter aufzuschreiben und daheim im Duden nachzuschlagen. Eines davon war «explizit».

Wie haben Sie es geschafft, sich trotz der schwierigen Umstände bis zur Professorin hochzuarbeiten?

Mein Mann spielte eine grosse Rolle. Als ich ihn kennen lernte, war ich 20 Jahre alt. Bei seiner Familie fiel mir erstmals auf, dass gebildete Leute ganz anders miteinander reden, als ich es gewohnt war. Sie blieben am Sonntagmittag nach dem Essen sitzen und diskutierten über Politik. Mein Mann ermutigte mich sehr, nach meiner Ausbildung als Primarlehrerin weiterzustudieren.

Ohne ihn hätte ich das kaum gewagt. In unseren Studien äusseren drei von fünf Befragten diese Aufstiegsangst.

Was ist das genau?

Betroffene trauen sich ihre Aufgaben nicht richtig zu, fragen sich immer wieder: «Kann ich das?» Mentorinnen und Mentoren könnten helfen. Ich bin nur Professorin geworden, weil ich

«Wir müssen bei dem ansetzen, was Kinder können und was sie interessiert.»

an der Uni Freiburg einen solchen Mentor hatte, der zu mir sagte: «Und jetzt machst du eine Habilitation. Du kannst das.»

Zur Aufstiegsangst kommt oft die Skepsis der Eltern gegenüber der ihnen fremden Ausbildung. Wie fanden es Ihre Eltern, dass Sie studierten?

Das Lehrseminar fanden sie gut, darunter konnten sie sich etwas vorstellen. Mit meiner Professorin konnte meine Mutter dagegen wenig anfangen. Damals war ich enttäuscht, aber heute kann ich es verstehen: Sie wusste gar nicht, was eine Universität genau ist. Meine Mutter hatte auch Angst, dass ich abhebe. Wenn wir in Aarau Bekannten begegneten, sagte sie manchmal: «Wissen Sie, Margrit ist eine ganz Einfache geblieben.»

Trägt der Verzicht auf Hausaufgaben zur Chancengerechtigkeit bei, weil dann Arbeiterkinder, denen niemand daheim hilft, keinen Nachteil mehr haben?

Den Gedanken finde ich schön. Aber ich bin sicher, dass manche Eltern weiterhin mit dem Kind lernen, damit es einen Vorsprung hat in der Schule. Es bringt nichts, Hausaufgaben abzuschaffen, aber die Selektion und die Noten beizubehalten.

Man müsste die Noten abschaffen?

Noten wie eine 5,25 wirken sehr genau und seriös, obwohl sie das erwiesenermassen nicht sind. Aber es gibt auch kein anderes Beurteilungssystem, das mich restlos überzeugt. Lernberichte oder Smiley's sind ebenfalls nicht frei von Vorurteilen. Ausserdem geht es spätestens bei einem Übertrittsentscheid doch wieder um Noten.

Also am besten gar keine Selektion?

Ich sage nicht, dass man die Selektion abschaffen sollte. Es gibt leider nicht genügend objektive Informationen, damit ich mir ein abschliessendes Urteil zutrauen würde. Aber ich finde, man müsste die Selektion anreichern mit mehr Begleitung und Unter-

stützung der Kinder. Dazu gehört eine Sensibilität für den Habitus von Arbeiterkindern – wie sie auftreten, sprechen, essen. Auch wir in meiner Familie haben am Tisch mit vollem Mund geredet. Solche Verhaltensweisen sagen nichts über die Intelligenz aus.

Im Kanton Bern müssen Gymerschülerinnen und -schüler einen eigenen Laptop mitbringen, der rund 800 Franken kostet. Wie beurteilen Sie das mit Blick auf die Chancengerechtigkeit?

Das finde ich sehr problematisch. Eltern von Arbeiterkindern sind ohnehin schon skeptisch. Das Gymnasium erscheint vielen als aristokratische, abgehobene Schule. Wenn die Kinder dann nicht nur für das Schulmaterial und das Klassenlager zahlen müssen, sondern auch noch für einen teuren Laptop, dann sagen sie schnell: «Mach doch lieber eine Lehre, da verdienst du schon etwas.»

Sie schreiben in Ihrem Buch, man müsse das Bildungssystem umbauen. Wie?

Ich glaube nicht an radikale Veränderungen, sondern an viele kleine Schritte. Das Zentrale ist die Haltung der Lehrerinnen und Lehrer. Wir müssen wegkommen vom defizitorientierten Blick und bei dem ansetzen, was Kinder können und was sie interessiert. Wenn ein Kind früh etikettiert wird, besteht das Risiko, dass es ihm ablöscht. Es sagt: «Ich habe halt ADHS.» Oder: «Ich muss am Mittwoch in die Logopädie, ich kann vieles nun mal nicht.»

Eine ermutigende Einstellung gegenüber allen Kindern – das ist eine weitere Aufgabe für die bereits überlasteten Lehrpersonen.

Die Schulen sind überladen mit Aufgaben, das stimmt. Aber Lehrpersonen sind meiner Meinung nach bereit, Kinder mit einem positiven Blick zu betrachten. Leider stehen sie unter einem grossen Druck wegen der Heterogenität ihrer Klassen. Eine Diagnose ist da willkommen, weil sie so zusätzliche Unterstützung durch Fachpersonen erhalten.

Sie sprechen die Heterogenität der Klassen an. Ist Inklusion eine Überforderung für die Schulen?

Ich würde mir eine repräsentative Umfrage unter Lehrerinnen und Lehrern dazu wünschen, um mir eine Meinung bilden zu können. Leider gibt es keine Aufarbeitung des aktuellen Wissensstands, sondern der Diskurs ist stets ideologisch geprägt. Das Gleiche gilt beim Thema selbst organisiertes Lernen. Auch dort gibt es keine Grundlage, um Vor- und Nachteile objektiv gegeneinander abzuwägen.

Margrit Stamm: Von unten nach oben – Arbeiterkinder und ihre Bildungsaufstiege an das Gymnasium. Beltz Juventa, 2025. 138 S., ca. 38 Fr.